



SERENDIPITY IM GRUNEWALD JAKOB TANNER

1950 in Root (bei Luzern) geboren, Studium der Geschichte und der Deutschen Literatur in Zürich. 1985 Promotion mit einer wirtschafts- und finanzhistorischen Untersuchung zur Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg (*Bundeshaushalt, Währung und Kriegswirtschaft. Eine finanzsoziologische Studie der Schweiz, 1938–1953*. Zürich, 1986). Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Basel, Lehraufträge an verschiedenen Schweizer Universitäten. 1991–1994 Forschungsaufenthalte in Paris (Maison des Sciences de l’Homme) und London (LSE). Seit 1985 Forschung zu wissenschaftshistorischen Themen, vor allem im Bereich der Ernährung und der Drogen. 1995 Habilitation mit der Studie *Fabrikmahlzeit. Ernährungswissenschaft, Industriearbeit und Volksernährung in der Schweiz, 1890–1950* (Zürich, 1999). 1996 Ruf an die Universität Bielefeld, ab 1997 Professor für Allgemeine und Schweizer Geschichte der Neuzeit an der Universität Zürich. Neuere Veröffentlichungen: (hg. mit Philipp Sarasin) *Physiologie und industrielle Gesellschaft. Studien zur Verwissenschaftlichung des Körpers im 19. und 20. Jahrhundert* (Frankfurt a. M., 1998); (hg. mit Harold James) *Enterprise in the Period of Fascism in Europe* (Aldershot, 2002); (hg. mit Sigrid Weigel) *Gedächtnis, Geld und Gesetz. Vom Umgang mit der Vergangenheit des Zweiten Weltkrieges* (Zürich, 2002). – Adresse: Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Universität Zürich, Rämistraße 64, 8001 Zürich, Schweiz. E-Mail: jtanner@hist.unizh.ch

1754 schlug der englische Schriftsteller Horace Walpole vor, *serendipity* als neues Wort ins Vokabular aufzunehmen. Er bezog die Inspiration aus der Lektüre einer Geschichte, die ihn fasziniert hatte. Sie handelt von den drei Prinzen von Serendip. Auf ihren vielen Reisen entdeckten diese ceylonesischen Würdenträger immer wieder Neues und Wunderba-

res, wonach sie gar nicht gesucht und womit sie nicht gerechnet hatten. Walpole war zunächst nicht sehr erfolgreich mit seiner Wortschöpfung. Ein Bekannter, dem er sie vorstellte, erklärte spontan, das Wort sei wohl eine Verbindung von *serenity* und *stupidity*. Als der reputierte Harvard-Professor Walter B. Cannon diese Geschichte fast zwei Jahrhunderte später zu Ohren bekam, war er dennoch beeindruckt. 1932 hatte er als einer der weltweit führenden Physiologen die epochemachende Untersuchung *The Wisdom of the Body* publiziert, in der er eine Theorie homöostatischer Systeme entwickelte. In seiner 1945 veröffentlichten Autobiographie widmete er ein Kapitel den *Gains from Serendipity*, das dem glücklichen Zusammenspiel konzentrierter experimenteller Forschung, offener Voreinstellung und blitzartiger Erkenntnis gewidmet ist. Die Botschaft Cannons lautet: Wissenschaftliches Wissen resultiert häufig aus Zufällen, doch diese treffen vorzugsweise auf den vorbereiteten Kopf.

*

Auf diese Geschichte stieß ich erneut, als ich mich im Frühjahr 2001 mit der Wissenschaftsgeschichte der Physiologie befasste. Das Phänomen, das von Cannon beschrieben wird, passt gut zum Wissenschaftskolleg, denn in diesem experimentellen Denk- und Arbeitsraum lassen sich ebenfalls beträchtliche *Gains from Serendipity* erzielen. Nicht nur allein im Büro, sondern vor allem in Gesprächen mit den über 40 Fellows, die sich in den Villen an der Wallotstraße geistigen Lockerungsübungen widmen. In solchen Debatten wird man mitunter in neue Dimensionen des Nachdenkens hineinkatapultiert. Auf Reisen im *cyber space* habe ich – nachdem ich für *serendipity* sensibilisiert war – entdeckt, dass sich dieser Begriff in den letzten Jahrzehnten zu einem populären *catchword* entwickelt hat – es gibt da neben Berichten zur Laborforschung auch innovative Firmen, manierierte Produktlinien, abstruse Konspirationstheorien und religiöse Bekehrungsprogramme, die sich so nennen. Offensichtlich kann man mit *serendipity* auch auf Abwege kommen. Dies auch am Wissenschaftskolleg, wo es die Folge eines intellektuellen Luxus ist. Im normalen Berufsalltag ist man zu häufig auf der Suche nach *shortcuts*. Ohne die stete Suche nach allen möglichen Abkürzungen hätte man für Forschung gar keine Zeit mehr. Der „Freikauf“ an die Wallotstraße enthebt einem zwar nicht aller Pflichtübungen der Heimuniversität, doch hat man nun Zeit für alle möglichen Um- und Abwege. Spiel- und Evolutionstheorie stellen eigene Denkgewohnheiten in Frage, richten die Aufmerksamkeit neu aus. Auf diese Weise stellen sich aber nicht nur neue Ideen, sondern auch aufwändige Suchbewegungen und Selbstzweifel ein. Aber ohne die ist *serendipity* nicht zu haben.

Als ich mich Anfang Oktober 2001 im Hauptgebäude des Wissenschaftskollegs einigen meiner künftigen Mitfellows vorstellte, staunten einige Anwesende nicht schlecht, dass ich als Schweizer da war. Denn damals hatte die *Swissair*, die fliegende Nationalikone der Schweiz, ihr *groundig*, was ihr einen Spitzenplatz in den Schlagzeilen eintrug. Meine künftigen Kolleginnen und Kollegen gingen offenbar davon aus, dass Schweizer mit der *Swissair* nach Berlin gelangen. Ich war aber mit der Deutschen Bahn gereist. Dies war keine weise Voraussicht, sondern hatte mit dem sagenhaften Ruf zu tun, der dem Wissenschaftskolleg vorausseilt. Der Fama nach könnte man mit leeren Händen ankommen und es wäre trotzdem für alles gesorgt (wobei man die jederzeit hilfsbereite und im Berliner Kontext quasi allwissende Frau Sanders aus Berichten Ehemaliger bereits virtuell kennen gelernt hat). Trotzdem überlegte ich mir, was ich mitnehmen will. Reisen im Zug hat den Vorteil, dass man die vielen, im letzten Moment gepackten Koffer gleich mitnehmen kann. Und die mehr als acht Stunden dauernde Fahrt auf Schienen vermittelt ein beruhigendes Gefühl, dass man weit weg ist. Am Abend des 2. Oktober ging im festlichen Saal, der später „Kolloquiumsraum“ genannt wurde, die Rektoratsübergabe über die Bühne. Der personell hochkarätig besuchte *rite de passage* war eindrücklich. Am 3. Oktober regnete es fast ohne Unterbruch: Tag der Deutschen Einheit. Ich begab mich auf den Kurfürstendamm, verzog mich angesichts dichter Polizeipräsenz in ein Café und las – als Einstand in die Lokalszene – *Herr Lehmann*, den witzigen Berlin-Roman von Sven Regener (Texter und Sänger der Gruppe *Element of Crime*), der eine sympathische Tiefenschicht der Stadt hervorkehrt und der – so schien mir – Kreuzberg und das Prinzenbad nur deshalb so plastisch zu beschreiben imstande ist, weil er (auch) ein Zugewanderter ist (ein Stadtmusikant aus Bremen). Am 4. Oktober hatte ich erstmals das Gefühl, in Berlin angekommen zu sein.

*

Für Forschung bietet das Wissenschaftskolleg einen idealen Freiraum. Meine Pläne bedurften anfänglich einer Revision, weil auch einige feste Verpflichtungen aus Zürich nach Berlin mitreisten. Seit Ende 1996 war ich Mitglied der von Parlament und Regierung eingesetzten internationalen „Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg“ (UEK). Im Zentrum der Forschungsarbeiten dieser Kommission stand der neu ins Kreuzfeuer der Kritik geratene Umgang schweizerischer Finanzinstitutionen mit Vermögenswerten, die nach 1933 in den neutralen Staat gelangt und die nach 1945 durch Banken und Versicherungen nicht restituiert worden waren. Darüber hinaus wurde die UEK mit

der möglichst umfassenden Klärung der gesamten Wirtschafts- und Finanzbeziehungen sowie der Flüchtlingspolitik beauftragt. Als ich die Einladung an das Wissenschaftskolleg annahm, ging ich davon aus, dass diese Arbeit im Herbst 2001 abgeschlossen sein würde. Dem war dann nicht ganz so – und so schrieb ich während der ersten beiden Monate meines Berliner Jahres nochmals intensiv am UEK-Schlussbericht mit. In einer Reihe von Vorträgen versuchte ich, diese Forschungsarbeit in den weiteren Zusammenhang einer „moralischen Ökonomie der Restitution“ zu stellen. Zu gedächtnistheoretischen Fragen führte ich immer wieder Diskussionen mit Allan Young, dessen Workshop über *Traumatic Memory* mir wichtige Gedanken vermittelte. Im Januar rückte ein anderes längerfristiges Forschungsprojekt in den Vordergrund, das sich ebenfalls mit einem schwierigen Aspekt der Vergangenheit befasst: Zusammen mit schweizerischen und deutschen KollegInnen organisierte ich im Februar 2002 auf dem Monte Verità bei Ascona (dem Tagungszentrum der ETH Zürich) eine internationale Konferenz zum Thema „Psychiatrie und Eugenik“. Diese Veranstaltung schlug eine Brücke zur Wissenschaftsgeschichte des menschlichen Körpers und der Ernährung, der ich mich in den folgenden Monaten zuwandte.

*

Das von Sheila Jasanoff organisierte vierteilige Kolloquium *Science and its Publics* bot eine erste Gelegenheit zur Diskussion von Thesen. Mein Beitrag *Poisons in Past and Present: the Historical Dimension of Food Borne Diseases* befasst sich mit der Ernährung, genauer mit der Inkorporation von Nahrung und den damit verbundenen Kontaminationsängsten, aber auch Identitätskonstruktionen. „Der Mensch ist, was er isst“ (von Rumohr/Feuerbach) oder „Dis moi ce que tu mange et je te dirais ce que tu es“ (Brillat-Savarin): Diese Sprichworte zeigen, wie stark Ernährungsweisen und Persönlichkeitsbilder aufeinander bezogen wurden und wie stark der Hang war, kulturelle Kollektivstereotypen und kulinarische Praktiken in eins zu setzen. Im 19. und 20. Jahrhundert gerieten diese Parallelierungen indessen immer stärker in den Bann naturwissenschaftlicher Körperkonzepte. Als besonders interessantes Forschungsfeld erwiesen sich die Sprachbilder und Bildersprachen, mittels derer metabolische Transformationsprozesse sichtbar gemacht wurden. Den thermodynamischen Körpermodellen, die um 1900 dominierten, setzten deutsche Wissenschaftspopularisatoren nach 1933 eine organische Metaphorik entgegen; etwa gleichzeitig interpretierten angelsächsische Physiologen lebende Organismen als homöostatische Systeme. Diesem Thema widmete ich meinen Beitrag für das Dienstagskolloqui-

um. Caroline Jones führte in meine Überlegungen zur Ikonographie der *human machines* ein. Ihr und – aus grundlegend anderer Perspektive – Gottfried Boehm verdanke ich produktive Verunsicherungen. Ich lernte die Schwierigkeiten einer Interpretation jener (mechanischen, organischen, kybernetischen) Bildprogramme kennen, die im Zuge der Popularisierung des Wissens vom menschlichen Körper über Medien wie Bücher, Zeitschriften und Lehrmaterialien in die Gesellschaft diffundiert wurden. Weiterführende Anregungen erhielt ich in Gesprächen mit Reinhart Meyer-Kalkus. Aus diesem Themenkomplex heraus werde ich mein „Wiko-Buch“ schreiben.

*

Gerade die Heterogenität der im Wissenschaftskolleg versammelten Gesellschaft und die Aufteilung der Fellows in Arbeitsgruppen machte die täglichen Essen – von denen man im Vorfeld nicht nur Gutes hörte – zu einer wichtigen Einrichtung. Ohne diese gemeinsamen Tafelrunden hätten die zentrifugalen Kräfte die Oberhand gewonnen und viele der Anwesenden hätten sich nur noch selten zu sehen bekommen. Über diese sozialisierenden Funktionen hinaus hatte die Küche kulinarisch viel zu bieten. Mahlzeiten erwiesen sich auch im kleinen Rahmen als Attraktor: Interessant waren die improvisierten kleinen Mittag- und Abendessen mit Mitbewohnern der Villa Jaffé: Jörg Paul Müller, Keir G. Pearson, David MacDougall (der hier auch seine Filme zeigte), Alex Kacelnik, Edmund Wnuk-Lipinski, Yasemin Soysal und Navid Kermani. Immer wieder ergab sich auch der Kontakt zu Angelika Leuchter, die als Jahrbuch-Redaktorin gleich im Büro nebenan arbeitete. Eine Zeit lang tagten auch die Historiker/innen (John Breuilly, Beshara Doumani, David Sabeen, Suraiya Faroqhi und ich) regelmäßig in der Villa Jaffé; unsere Forschungsinteressen waren allerdings so divergent, dass sich diese disziplinäre Konfiguration wieder auflöste. Hohen Aufmerksamkeitswert genoss immer das Dienstagskolloquium. Diese Kernveranstaltungen des Fellowjahrgangs drifteten nur selten in Richtung einer geistigen Heerschau ab, in aller Regel bewahrten sie den Charakter offener wissenschaftlicher Selbstverständigungen. Über 10 Monate hinweg wurde ein facettenreiches, transdisziplinäres Panorama wissenschaftlicher Forschung entfaltet. Besonders eindrücklich in Erinnerung blieben mir die virtuose Interpretation von Goethes *Stella* durch Heinrich Detering und der Beitrag von John McNamara, der nicht nur meine Wahrnehmung von Singvögeln nachhaltig verändert hat. Für die eigenen Forschungsarbeiten erwies sich die Wiko-Bibliothek unter der Leitung von Gesine Bottomley als wissenschaftlicher Generator der Spit-

zenleistungsklasse. Kompetente Bedienung und effiziente Quellen- und Literaturbeschaffung ließen die Befürchtung, es könnte einem einmal der Stoff für die Weiterarbeit ausgehen, gar nicht erst aufkommen. Das Bücherholen in der Weißen Villa war verbunden mit Besuchen bei Jürgen Gerhards, der hier unter dem Dach residierte.

*

Joggen im Grunewald mit Andreas Edel, Ansgar Büschges, Volker Dürr und John Breuilly: leicht außer Atem erklären die *Locomotion*-Spezialisten den Historikern den Unterschied zwischen Gehen und Laufen: Letzteres stellt ganz andere Anforderungen an die neurophysiologische Koordination des Bewegungsablaufes als ersteres und die Integrationsleistung des Nervensystems, die uns das Joggen ermöglicht, grenzt ans Phantastische. Die entsprechende Forschung ist gerade daran, einen vertiefteren Einblick in den Fortbewegungsapparat von Stabheuschrecken zu gewinnen. Wo man hinblickt, gibt es *black boxes*, die durch Forschung aufgehellt werden wollen. Wir wissen noch sehr wenig darüber, warum wir so problemlos über Stock und Stein gelangen; nichtsdestotrotz schwenken wir auf die Gewohnheitsroute um die Sandgrube ein, nehmen einen wunderschönen Waldweg, fliegen die Sanddüne hinunter, durchqueren die Tiefebene und trippeln am andern Ende eine lange Stiege hoch. Ansgars zugeschalteter Bordcomputer beginnt bei solchen Gelegenheiten zu piepsen und meldet zu hohen Herzschlag. Wir drosseln kurz das Tempo. Alle haben das Gefühl, dass ihre Kondition sich verbessert. – Manchmal, wenn ich den Schreib-Koller habe, drehe ich auch alleine eine Runde. Gemischte Eindrücke. Zeitschichten in der Landschaft, irritierende Gedächtnisographien. Beim Durchqueren des Tunnels der S-Bahn-Station fällt der Blick fast unwillkürlich auf das Schild „Geleise 17“. Ein paar Treppenstufen hoch befindet sich auf ausrangierten Geleiseanlagen das Denkmal für die Zehntausende von Juden, die ab 1942 von hier aus in den Tod deportiert wurden. Etwas weiter, auf dem Waldweg, dann der Blick auf den „Trümmerberg“, nach Mai 1945 errichtet aus dem Bauschutt des kriegszerstörten Berlins, sedimentierte Überreste einer schrecklichen Vergangenheit, nun als leichte Erhebung integriert in eine sanfte Naherholungslandschaft. Das Heute und das Vergangene verschränken sich, unvermittelt stellt sich das Schreck-Bild einer Doppelhelix ein: die Möglichkeit einer Replikation?

*

Die Geschichte wiederholt sich nicht. Was im Berliner Stadtbild bleibt, ist die massive Präsenz des Gewesenen im Wahrnehmungsraum der Gegenwart. Die postmodern über-

holte Schweizer Botschaft steht z. B. noch immer merkwürdig isoliert auf einem freien Feld im Spreebogen, so dass der Historiker Mühe hat, die vor mehr als einem halben Jahrhundert aufgeräumten Trümmer rundherum effektiv wegzudenken. Und auf Spaziergängen durch die „Stadtmitte“ und weiter östlich/südlich kann man noch immer Einschusslöcher auf verrotteten Fassaden entdecken, die allerdings reihenweise auf den neuesten Standard nachgerüstet werden: materialisierte Erinnerung, einer forcierten Ästhetik des Verschwindens ausgesetzt. In Berlin unterliegt das Bewusstsein einem besonders starken Druck zur Vergegenwärtigung des Vergangenen. *Déformation professionnelle* eines Historikers? Jedenfalls gibt es auch die Erfahrung pulsierend-aktueller Urbanität. Berlin ist eine Stadt, die rettungslos über ihre materiellen Verhältnisse lebt und die trotz (oder gerade wegen?) der permanenten Finanzkrise einen Kulturbetrieb in Gang hält, der ein *highlight* nach dem andern produziert. Tausend Gelegenheiten für Zerstreung. Dazwischen aber Momente von vollendeter Konzentration: z. B. mit Simone Mahrenholz im Berliner Konzerthaus, es wird zuerst Mozart und dann Schönberg aufgeführt, die anschließende Diskussion kreist um Nelson Goodmans Begriffe *repleteness* und *density*. Kann, soll man Musik erklären und wo liegen die Grenzen der Wissenschaft (die keine Grenzen kennen möchte)?

*

Das Wissenschaftskolleg als Reich der Möglichkeiten: Angesichts des überschießenden Angebots wurde die ausgeglichene Grundstimmung mit steigender Kadenz durch das Gefühl abgründiger Unzulänglichkeit angekratzt und manchmal kam Entscheidungsstress auf: sollte ich heute Abend nicht wieder einmal arbeiten? Man entdeckt sich selber als jemand, der zu viele Möglichkeiten am Schopf packt und dabei langsam im Sumpf der wild wuchernden Potenzialitäten zu versinken droht. Indem das Wissenschaftskolleg einem (fast) alles ermöglicht, macht es einem den Alltag ziemlich schwer – aber was könnte es Interessanteres geben als dieses faszinierende Gewicht des Lebens, aufgehoben in der Leichtigkeit des Seins?